

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 299.

Mittwoch, 1. November

1933.

## Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Als sie aus dem Loben des Zornes, der Scham, der Erbitterung und der nachfolgenden Erschöpfung einigermaßen zur Besinnung kam, war ihr erster Gedanke: „Fort!“ Nur fort von hier, ganz weit fort, wo niemand ihre Schmach gesehen, niemand von dem schändlichen Mißbrauch ihrer Liebe und ihres Vertrauens wußte. Hastig begann sie ihre Sachen zusammenzuraffen, es war nicht viel, denn sie wollten ohnedies am nächsten Tage wieder zu Hause sein. Zu Hause! Gladys lachte auf — oder war es ein unterdrücktes Schluchzen? Sie hatte sich tatsächlich zu Hause gefühlt auf dem deutschen Landstich, viel mehr als in Pittsburg, viel mehr auch als jetzt nach Großvaters Tod in La Paz. Nun würde sie wieder reisen, immer reisen, immer Neues sehen, so viel Neues sehen, daß gar keine Zeit blieb zum Denken. Denn denken, das durfte man nicht mehr, oder man wurde langsam verrückt.

Das Läuten des Telephons unterbrach ihr unruhiges Hantieren. Sie suchte zusammen, wer konnte jetzt...? Zögernd nahm sie den Hörer ab. „Ich verbinde mit dem Herrn Baron“, sagte das Fräulein in der Zentrale, und dann eine Stimme, eine Stimme, die Gladys mit zitternden Knien in den Sessel ließ. „Um Gottes willen, Gladys, was ist denn passiert, wir suchten dich vergebens beim Halali, und Redern und ich haben das ganze Gelände abgeritten, um nach dir Ausschau zu halten. Jetzt höre ich hier im Stall, daß „Widu“ schon seit Stunden zurück ist, was ist denn los?“

Gladys lauschte atemlos diesem warmen Klang. Die Besorgnis war nicht gemacht, das fühlte sie trotz aller Erbitterung, trotz des wahn sinnigen Mißtrauens. Sie setzte ein paarmal zum Sprechen an, umsonst, nur ein heiserer unartikulierter Laut wurde daraus. Da kam die Stimme wieder. „Nun sag' doch, hast du einen Unfall gehabt, soll ich den Arzt mitbringen, ich bin noch hier draußen im Stall, aber in einer knappen halben Stunde kann ich dort sein.“

Hierher! Ihm jetzt gegenüberzutreten, unmöglich! Der Schreck gab Gladys die Sprache wieder, und ihre Antwort klang ruhig und gelassen: „Aber ich bitte dich, nichts ist passiert, ich hatte an meiner Kleidung etwas zu ordnen, und dabei hatte ich euch verloren; auf dem unbekanntem Gelände herumzusehen, hatte ich keine Lust, da bin ich wieder zurückgeritten. Ich muß auch sagen, daß diese Unruhe und das Gewimmel der vielen Menschen mir zu viel geworden ist. Ich bitte dich, mich zum Tee und auch heute abend bei Werneburgs zu entschuldigen. Ich möchte lieber zurückfahren und schade dann morgen früh den Wagen wieder.“

Einen Augenblick blieb es still am andern Ende. Dann klang die Stimme wieder: „Also bitte, sage mir, was los ist, denn irgend etwas hast du doch, wenn es nicht Launen sind, und die kenne ich eigentlich nicht an dir.“

„Mein Gott“, sagte Gladys, und ihre Stimme war vollkommen gleichmütig, „du weißt genau, wie wenig Wert ich auf Geselligkeit lege; ich habe die letzten Tage

auf dem Fernhof außerdem reichlich davon genossen, also gönne mir den Ruhetag und laß mich vorausfahren.“

Er schien seine Gereiztheit zu bereuen. „Verzeih, ich war eben ungezogen, aber dein plötzliches Verschwinden hat mich wirklich sehr beunruhigt, selbstverständlich jahre, wenn du willst, wir sehen uns dann morgen zu Hause.“

„Wir sehen uns morgen zu Hause.“ Damit schloß das Gespräch. Seltsam — Lillian hatte keiner von beiden erwähnt.

Gladys sitzt noch still in dem Sessel, nachdem sie den Hörer hingelegt hat, und lauscht in sich hinein. Wenn sie jetzt fortgeht, wird sie nie wieder diese Stimme hören, deren warmer Ton noch in ihr nachklingt. Es liegt etwas erschreckend Grausames in diesem Wort: „Nie wieder.“

Sie grübelt weiter. Nun, da die erste Aufregung vorbei ist, lichtet sich das Chaos in ihr, und sie denkt über das Gewesene nach. Die erste Begegnung, die Theaterbesuche, dann die Verlobung und die vorhergehende Unterhaltung mit Lillian. Auch das Gespräch mit Bredede fällt ihr ein an jenem Morgen, wie er plötzlich so krank und verfallen ausah. Ja, so war es! Sie ist merkwürdig hellfichtig geworden, die weltfremde, verliebte „Indianerin“. Von Lillian ging der Plan aus, und Stephan gab sich dazu her. Tief senkt sich der Kopf. Aber schon ist eine Entschuldigung zur Hand, gibt es etwas, wofür eine Frau, die liebt, keine Entschuldigung hat? Wer weiß, wodurch sie ihn gezwungen hat, diesen Schritt zu tun, denkt sie, und hat damit den Zusammenhang gesunden. Er hat ihr ja auch nie von Liebe gesprochen, nur von Kameradschaft, und die Kameradschaft dieser Monate auf dem Fernhof, die war echt gewesen.

Sie grübelt weiter. Warum hat Lillian gerade sie gewählt? Es gibt Frauen genug, und von ihrem Reichtum weiß sie nichts. Wieder errötet sie in Zorn und Scham — weil sie am ungefährllichsten war, weil Lillian den Mann, der ihr gehört, keiner Frau geben wollte, die sie vielleicht doch einmal verdrängen könnte. Gladys steht auf und wandert mit unruhigen Schritten auf und ab. Die tiefgekränkte, gedemütigte Frau verlangt nach sofortiger Trennung, aber es ist in ihr auch das Blut der MacCatriks, der schottischen Ahnen, die über hundert Niederlagen in jähem Willen ihre Sache schließlich doch zum Siege führten. Immer hastiger werden ihre Schritte, immer härter wird der Ausdruck des blassen Gesichts. Freilich, zu diesem Kampf braucht sie andere Waffen, jetzt geht es Frau gegen Frau, und Lillian ist schön, ist sehr schön.

Gladys tritt vor den großen Spiegel und mustert sich mit schonungsloser Eindringlichkeit. Sie sieht ein schmales, rassisches Gesicht, aber die Stirn ist zu breit vorgewölbt unter dem straff zurückgestrichenen Haar, und die dichten Augenbrauen geben ihr einen finsternen, unweiblichen Ausdruck. Nase und Mund sind nicht klein, aber gut geformt. Wie hatte Lillian neulich gesagt, als von einer Dame ihres Bekanntenkreises die

Rede war: „Sie ist zwar nicht hübsch, aber sie bringt sich glänzend heraus, die Hauptsache ist eben doch, daß eine Frau etwas aus sich zu machen versteht.“

Sie hat bisher nicht verstanden, etwas aus sich zu machen, sie hat sich gleichgültig und bequem Conchitas primitiven Geschmack aufzwingen lassen. Das muß anders werden. Aber das lernt man nicht von heute auf morgen, das verlangt ein sehr eingehendes, schwieriges Studium. Gladys denkt mit gefurchter Stirn angestrengt nach. Sie denkt auch noch weiter, als sie schon im Wagen sitzt und über die Landstraße dahinrollt, aber als sie vor dem Jernhofer Schloß aussteigt — der alte Klapprodt ist viel zu gut geschult, um das leiseste Erstaunen über die unvermutete Rückkehr der Gnädigen merken zu lassen — ist ihr Kampfplan fertig.

\*

Mrs. Maud Grogan aus Pittsburg, USA., liegt in ihrem Pariser Hotelbett und ist gerade im Begriff, die kleine Leselampe auszuschalten, als nebenan das Telephon geht. Sie richtet sich unwillig auf — wer stört denn so rücksichtslos mitten in der Nacht — und horcht auf die Schritte ihrer Jose, die durch das Läuten geweckt ist. Dann legt sie sich gähmend wieder in die Kissen zurück; Betty ist sehr gewandt darin, überflüssige Gespräche von ihr fernzuhalten.

Betty erscheint in der Tür, sie hält das Telephon in der Hand und schaltet hastig am Bett ein. „Ein Gespräch aus Deutschland, Miß MacCatrik ist am Apparat“, meldet sie. „So heißt sie jetzt nicht mehr“, sagt Maud Grogan, „aber diesen deutschen Namen kann ich auch nicht behalten“, dabei hat sie schon den Hörer am Ohr. „Hallo, bist du es, Gladys, Liebling?“ Die Verständigung ist ausgezeichnet. „Also, ich soll dir ein Zimmer bestellen? Du bist übermorgen früh hier — dein Mann? Ach so, der kommt nicht mit — wie lange? Ist noch unbestimmt? Ja, ich bleibe mindestens noch bis Weihnachten. Also übermorgen früh — ich freue mich schrecklich — auf Wiedersehen, Liebling.“

Das kleine Telephonfräulein in Windsor schaltete sich enttäuscht wieder aus. Sie hatte es so fabelhaft aufregend gefunden, ein Gespräch mit Paris zu vermitteln, und sehr interessiert zugehört. Sie hatte auch in der Schule in Sprachen immer „gut“ gehabt, aber von diesem merkwürdigen „Französisch“ hatte sie trotzdem nicht ein Sterbenswörtchen verstanden.

Als Stephan am nächsten Tage mit Lillian aus Hannover zurückkam, fand er an Stelle seiner Frau ein freundliches Schreiben vor, welches ihm mitteilte, daß ihre Kusine Mrs. Maud Grogan unerwartet in Paris eingetroffen sei und telephonisch ihr sofortiges Kommen erbeten habe. Es sei selbstverständlich, daß sie auf diese dringende Bitte ihrer Verwandten Rücksicht nehmen müsse und biete daher Stephan, sie bei ihrem Gast wegen dieser plötzlichen Abreise zu entschuldigen. Im übrigen wünsche sie Frau Bredede noch weiterhin eine gute Zeit auf dem Jernhof.

Im ersten Augenblick war Lillian empört. „Da hört doch wirklich verschiedenes auf“, sagte sie beleidigt, „sie muß doch wissen, daß ich nicht bleiben kann, wenn die Hausfrau fort ist, das sind die richtigen Wildwestmanieren.“

Aber dann begriff sie — das ging ja besser, als sie je zu hoffen gewagt hatte. Sie hatte zwar stets damit gerechnet, daß die Indianerin viel zu sehen sein würde, Stephan wegen dieser seltsamen Ehe zur Rede zu stellen, der feste Glaube an diese Scheu war die Hauptgrundlage ihrer Intrigue gewesen, aber trotzdem — der Zufall spielte oft merkwürdig, ein unbehagliches Gefühl hatte sie nie ganz abschütteln können. Jetzt hatte Gladys der ganzen Sache kurz entschlossen ein Ende gemacht, ohne Szenen, ohne ihrer Enttäuschung Ausdruck zu geben. Vielleicht hatte eine hilflose Eifersucht auf sie in diesen Tagen den letzten Anstoß gegeben, aber das war ja gleich, dieser kleine Triumph mochte ihr gegönnt werden. Sie sah Stephan an, der immer noch nachdenklich Gladys' Brief in der Hand hielt. „Ich begreife dein Erstaunen nicht, Stephan, es war doch von Anfang an vorgeesehen, daß sie nur der Form halber ein paar

Monate hier verbringen würde. Wie lange wollte sie denn hier noch sitzen?“ „Sie schreibt aber nicht, daß sie nicht zurückkehren will und hat doch fast alle ihre Sachen hier gelassen“, sagte Stephan zögernd.

„Das ist Rücksicht auf Personal und Nachbarschaft, ich nehme daraufhin die Wildwestmanieren zurück. Du erzählst vorläufig, daß sie verreist ist, wenn man sich an das „Verreistsein“ gewöhnt haben wird, fällt die Scheidung kaum noch auf. Aber das ist sicher, sie kommt nicht wieder.“

„Sie kommt nicht wieder“, wiederholte Stephan mechanisch. Merkwürdig, er empfand weder Freude noch Erleichterung bei dem Gedanken, daß nun die Episode dieser „Ehe“ zu Ende war.

\*

Maud Grogan war eine Nichte der zweiten Frau MacCatriks und ebenfalls aus der „Stahlbranche“. Wenn sie auch nicht eigentlich blutsverwandt mit Gladys war, so hatte sich doch zwischen ihnen im Laufe der Jahre ein freundschaftliches Verhältnis herausgebildet, das sich auch nicht änderte, als aus der eleganten Maud Ferguson die ebenso elegante Maud Grogan wurde. Und hierbei konnte man wirklich sagen, daß die Gegensätze sich anziehen. Denn war Gladys das Naturkind aus Wild-West, von souveräner Gleichgültigkeit gegenüber allen Außerlichkeiten, so war dafür ihre Kusine der Typ der eleganten Modedame, deren Toiletten für die Damenwelt von Pittsburg unerreichtes Vorbild waren. Aber gerade darum war sie jetzt für Gladys die gegebene Unterstützung.

Maud hatte ihre Kusine aufrichtig gern, so gern, daß sie es tatsächlich fertig brachte, morgens um acht Uhr — also zu nachtschlafender Zeit — auf dem Bahnsteig des Gare du Nord zu stehen, und als Gladys aus dem Fenster des einlaufenden Zuges sah, erblickte sie als erstes die elegante Silhouette von Maud Grogan, bis an die Nasenspitze in einen Sportpelz aus silbergrauem Persianer gewickelt, Diener und Chauffeur wartend im Hintergrund.

Die Begrüßung war sehr herzlich. „Ist das dein ganzes Gepäck?“ fragte Maud erstaunt, als Conchita mit zwei Handkoffern und einem Suitcase in der Tür des Schlafwagens erschien. Gladys nickte. „Ja, und du wirst bald hören, warum“, und dann, als sie in Mauds kleinem Salon beim Frühstück saßen, sagte sie: „Ich brauche deine Hilfe, Maud, mehr noch. Du bist überhaupt die einzige, die mir helfen kann!“

„Aber gern, Liebling, das weißt du doch, sag' mir nur, was ich tun soll. Sage mir vor allem erst einmal, wie es dir geht. Deine Heirat kam uns so überraschend, wenn ich nur irgend fort gekonnt hätte, wäre ich zu deiner Hochzeit gekommen; aber Mrs. Mallory hatte uns gerade nach Palm Beach geladen, und du weißt doch, wie empfindlich sie ist. Aber wir haben uns sehr über diese plötzliche Heirat gewundert, und du hast so wenig von dir hören lassen; ich hatte mich gerade entschlossen, dich in deinem verschollenen Winkel zu überfallen, als dein Gespräch kam. Aber das ist sehr plötzlich gekommen, in deinem letzten Brief stand nichts davon.“

„Du hast recht, es ist sehr plötzlich gekommen“, sagte Gladys; aber schon ging der Redestrom der quecksilbrigen Maud weiter: „Und dein Mann, wie ist dein Mann? Wie sieht er aus, hat er einen großen Bart? Die Deutschen haben doch alle einen großen Bart, ich könnte keinen Mann heiraten mit soviel Haar im Gesicht.“

Gladys lachte. „Die deutschen Männer sehen auch nicht anders aus als die amerikanischen und wenn du dir einmal die Unbequemlichkeit gemacht hättest, auf deinen Europareisen nach Deutschland zu kommen, statt immer die ausgetretenen Pfade Paris—Niviera—Lido entlang zu trotten, würdest du längst wissen, daß es sich in Deutschland ebenso gut leben läßt wie bei uns. Im übrigen mußt du nicht vergessen, daß meine Großeltern Deutsche waren.“

(Fortsetzung folgt.)

## Frohe Kunde...

Dem Kinde spricht die Mutter leis  
Im Beten traute Worte vor.  
Aus seinem Bettchen weich und weiß  
Der Kleine selig schaut hervor.

Es hängt sein Blick der Mutter an,  
Es formt zum Sprechen sich der Mund —  
Vertraut ist diesem kleinen Mann  
Die andachtsvolle Abendstund'.

Sie halten beid' im Dämmerlicht  
Die Händ' gefaltet zum Gebet.  
Wie nun die Mutter nicht mehr spricht,  
Von Kindesmunde klingend weht

Das „Amen“, ach so süß und rein —  
Und unschuldsvoll das Auge lacht —  
Da haben flugs die Englein  
Dem Herrn solch' frohe Kund' gebracht.

F. W. Klemm e r.

## „Günstige Gelegenheit für Reisende!“

Eine außergewöhnliche Reportage von Hermann Reinecke.

Die Zeitungsanzeige, die ich las, erinnerte an jene Inserate, in denen es heißt: „Postkarte genügt, komme sofort!“

Ich fand sie unter den sogenannten „Kleinen Anzeigen“, ganz versteckt. Man sah auf den ersten Blick, daß ihr Aufgeber nicht viel Geld anlegen wollte. Eine fettgedruckte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger wies auf das Wort „Achtung!“. Dann ging es weiter: „Lastauto, das am Montag nach Hamburg fährt, nimmt noch Ladung jeder Art mit, auch günstige Gelegenheit für Reisende.“

Gut. Ich rief das Unternehmen telephonisch an und fragte nach dem Fahrpreis.

„Drei Mark für die ganze Tour“, sagte der Chef.

Das war billig. Sie kostet sonst acht Mark neunzig. „Und bis Lüneburg?“ fragte ich. „Ich möchte gern ein bißchen durch die halbwinterliche Heide hummeln.“

„Na, sagen wir zwei Mark!“ lautete die Antwort.

Abgemacht. Montagmittag gegen zwei Uhr stellte ich mich am Bahnhof ein, den wir als Treffpunkt verabredet hatten. Am Rande des Bürgersteigs hockte auf Koffern und Kisten ein Ehepaar und blickte suchend in die Runde. „Er schien dem Wesen nach kaufmännischer Angestellter zu sein, sie war anscheinend ein halbes Duzend Jahre jünger und erweckte einen Eindruck von zielbewußter Entschlossenheit.“

„Wollen Sie auch mit dem Lastauto fahren?“ sprach ich die beiden an.

„Ja“, antwortete die Frau, „wir siedeln nach Hamburg über, mein Mann hat dort Arbeit bekommen. Bei der Deputation für Straßenbau.“

„Da können Sie sich freuen“, sagte ich, „auf dem Gebiet ist heute viel zu tun. Haben Sie Ihre Möbel schon vorausgeschickt?“

„Möbel?“ erwiderte die junge Frau und zog die Stirn kraus, „zu Möbeln haben wir es noch nicht geschafft! Wir sind erst seit dem vorigen Jahre verheiratet. Aber ich gab damals eine Stellung in Hannover auf, und jetzt dürfen wir Antrag auf Gewährung des Ehestandsdarlehens einreichen. Das hat aber noch Zeit bis Hamburg. Da spart man den Transport.“

Die junge Frau paßt offensichtlich in die Welt. Wenn sie so bleibt, können die beiden noch ganz gut vorwärts kommen. Er war ein bißchen still und blickte traumverloren durch die horngesägten Brillengläser. Wahrscheinlich hatte ihn die Arbeitslosigkeit müde gemacht. Aber das ist ja nun glücklich vorbei, jetzt heißt es wieder: vorwärts!

Inzwischen kam der Lastwagen sachte angegrubelt. Feudal sah er nicht gerade aus, aber das konnte man für zwei Mark bis Lüneburg auch nicht verlangen. Der Motor leuchtete wie ein Asthmatiker, der die vier Stodwerke eines Hauses hinaufklettert. Aber den Wagen hatte der Besitzer ein Segeltuch gespannt. Darunter standen zwei Bänke aus grobgeschnittenem Holz, auf die wir „Passagiere“ uns setzen durften.

„Saanerich“, rief der Besitzer seinem fünfzehnjährigen

Sohn zu, „iß mich mal die Taue für den Wäagen!“ Heinrich gehorchte und schlang dann die Taue um die Seitenbreiter, damit wir nicht während der Reise herunter kullerten. So, nun konnte es losgehen. Die paar Habseligkeiten des Ehepaars waren rasch verstaubt, und dann ging's ab. Das heißt, so einfach, wie das hier zu lesen ist, war das nicht. Zuerst hopperte der Motor so'n bißchen, dann setzte er aus, auf einmal ratterte er wieder los wie eine D-Zug-Locomotive, brachte den Wagen in Schwung, kam auch kühn über die erste Biegung hinter der Hauptpost, und bums stand die Karre still. Achzend setzte der Fahrer seine schäbige zwei einviertel Zentner Lebendgewicht in Bewegung und hantierte am Vergaser herum. Ja, das sah ganz nach einem schwierigen Fall aus.

„Und wie wär's, wenn Sie mal ein bißchen Berzin aufgössen?“ fragte ich von oben herunter.

„Großartig!“ staunte der Mann ehrlich, und fünf Minuten später ging's endgültig ab. Zuerst holten wir von einer Buchdruckerei einen Stapel Zeitschriften ab. Die waren in Celle abzuliefern. Das sollte billiger sein, als wenn man die Bahn benutzte. Vielleicht war's auch nur Einbildung, ich weiß es nicht. Dann hielten wir vor einer Korbmöbelfabrik und nahmen ein halbes Duzend Rohrseffel auf, die nach Harburg sollten. Für Lüneburg, meinen Bestimmungsort, luden wir Elfarbe, und dann kam der klügliche Fall: die Fischräucherei.

„Sie geben also diese Büchlingskisten in Hamburg zurück und verlangen Schadenersatz!“ sagte der Inhaber. „Die Ware ist schlecht und nicht zu gebrauchen!“

Unser Lastwagenmann traute sich den Kopf. „Und wie steht es mit dem Transportgeld?“ fragte er.

„Das ziehen Sie sich von dem ab, was Ihnen die Hamburger Fischzentrale erstattet!“ sagte der andere. „Sie müssen energisch fordern!“

Einen Augenblick sah der Fahrer uns „Mitreisende“ stumm einen nach dem anderen an, dann rief er herunter: „Kommt gar nicht in Frage!“, gab kurzentschlossen Gas und leuchtete um die nächste Straßenecke. Die Fischkisten ließ er einfach auf dem Damm stehen. Wie man sieht, macht also auch ein kleiner Transportunternehmer keine Geschäfte „auf Verdacht“. Wer bar bezahlt, vergißt es nicht...

Mit Getöse donnerten wir über die holperigen Landstraßen der Lüneburger Heide. Erstes Ziel war Celle. Hier luden wir die Druckmaschinen ab. Unser Fahrer verschwand schnell einmal in einem Gasthaus, um einen kleinen Heidentorn hinter die Binde zu kippen. Dann kletterte er, sich den Schnurrbart wischend, wieder auf den Führersitz und redete dem Motor gut zu. Der gehorchte auch nach zehn Minuten, und nun ging es wieder in die herbduftende Landschaft. Etwa zwei Kilometer vor Lüneburg gab es einen Knacks, das Ehepaar machte einen überraschenden Rutsch von seiner Bank, und die junge Frau fiel direkt auf mich. Was war los? Die Achse des linken Hinterrads gebrochen! Eine schöne Beschwerung. Der Fahrer kletterte schweigend vom Wagen und untersuchte den Schaden. hm, woher so schnell einen Fachmann kriegen? Gleich darauf hupte es mehrmals wild auf. Ein Privatwagen mit dem Kennzeichen H. H. oder „zwomal H“, wie es vornehm der Rundfunkansager auszusprechen pflegt, hielt auf uns zu. „Sie haben drei Kilometer rückwärts Ihren Ersatzreifen verloren!“ schrie der Mann am Steuer, „seien Sie froh, daß ich Ihnen das sage! Eigentlich kostet das 'ne Kleinigkeit.“ Er lachte herzlich über das ganze Gesicht. Unserem Fahrer war weniger lachfreudig zumute. Auch das noch! Ich sah auf meine Armbanduhr. Sieben Uhr abends. Eiwei, da wurde es aber Zeit, wenn ich meine Leute in Lüneburg noch vor Schlafengehen erreichen wollte.

„Wissen Sie was?“ schlug ich unserem Fahrer vor. „Die Herren sind sicher so freundlich, mich nach Lüneburg mitzunehmen, und ich schicke Ihnen von dort technische Hilfe. Abgemacht?“

„Aber gern!“ sagten die beiden Insassen des Privatwagens, und ab ging es. Noch von weitem sah ich den Fahrer mit seinem fünfzehnjährigen Sprößling auf dem Bauch liegen und unter den Wagen schauen, als ob da wertvolle Gegenstände versteckt seien, und das Ehepaar, das nach Hamburg wollte, hockte mit trübseligen Mienen auf seinen Koffern und Kisten und stieß den warmen Atem sichtbar in die kühle Herbstluft, so daß ein unbestimmter Eindruck von dampfendem Grogseffel bei mir entstand. Kein Wunder bei dem nachkalten Wetter! Fünf Minuten später schloßte uns Lüneburg. Wieder fünf Minuten später ratterte die Autohilfe los.

Abigens werde ich das nächstemal doch lieber mit dem Zug oder dem Privatwagen fahren. Es war ja ganz romantisch, aber von der Romantik allein kann der Mensch nicht leben...

## Es gibt nur eine Begeisterung . . .

Skizze von Heinrich Kruse-Stettin.

In leuchtenden Farben zieht der 3. Oktober 1829 herauf. Auf der Terrasse des Landhauses Dels in Schlesien liegt in der Mittagsstunde der königlich preussische Generalfeldmarschall Hans David Ludwig von York, Graf von Wartenburg.

Es ist einsam geworden um den Hegerimm. Viele alte Kameraden gingen von dannen. Die Frau tot, und von den zwölf Kindern sind neun nicht mehr am Leben. In Schmerzen wand sich seit Wochen der mit Wunden und Beulen bedeckte Körper. Seltsam ruhig ist der Marschall heute. Sein feuriger Geist arbeitet wie der des großen Friedrich, dem einst auf Sanssoucis Terrassen die Schmerzen den Körper zerrissen.

Der große Friedrich!

Seine Fahnen flattern um den zwölfjährigen York. Der Leutnant hält das Schreiben des Königs in der Hand: „Der York kann sich zum Teufel scheren!“ Haft und Abschied aus der Armee!

Für Frankreichs Banner und Hollands Farben führt der Preusse den Degen, da Preußen ihn nicht will. In Ceylon und Kapstadt drückt York Rekruten. Mit den Erfahrungen des Krieges tritt er unter Friedrich Wilhelm II. wieder unter Preußens Adlerfahne.

Eine müde Hand streift über die Decke.

Mit Strenge und eiserner Manneszucht schafft er eine Kampftruppe, die in den Jahren des Niederganges 1806/07 die Ehre vielmals rettet. Durch die Straßen Lübeds peitschen Schüsse, erbittertes Ringen, wo York steht; schwerverwundet, blutüberströmt, den Degen in der Faust, fällt er dem Feind in die Hand.

Seine alte Wunde brennt. Das zerfallene Gesicht findet einen herrischen Zug, und wie eine Krone leuchtet das Silberhaar.

Tauroggen! „Ihr habt mich!“ Fünzig Husaren reiten mit ihm unbemerkt am 5. Januar 1813 — es ist eiskalt — in Königsberg ein. Ostpreußens Erhebung, Preußens neuer Tag bricht an. Endloser Jubel, als im Frühlingsanfang Marschtritt Yorkscher Soldaten in Berlin auf das Pflaster dröhnt.

Die alte Degenhand sucht nach dem Fläschchen Gift, das er bei sich trug, als die Truppen aus Berlin zum Kampfe zogen. Wie aus weiter Ferne hört er den Jubel der Hauptstadt und seine Worte: „Mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder.“

In Schlesien prasselt der Landregen. Durchweicht, zerlumpt, abgemagert, ohne einen Schuß zu tun, wirft er die Franzosen in ungestümem Stoß in die Raabach. Er hat die Schlacht entschieden.

Zwischen Wachen und Träumen hört er die Angriffs-signale preussischer Regimenter gellen.

Trübe, nebelhaft, dickneblig der 3. Oktober 1813. Bei Elster geht's über die Elbe. Angriff auf Wartenburg. Wiesen und Weiden, ebenes Gelände „wie eine Schlachtbank“! Kein Frontalangriff möglich. Oberst von Horn, sein alter Horn, den sie den preussischen Bayard nennen, greift mit dem Bajonett an, von der Platte und im Rücken zupackend erreicht er seinen größten Sieg.

Graf York von Wartenburg.

Der Sieg macht Leipzig erst möglich. Bei Mödern greift York an. Sein Geist entscheidet die Schlacht. Napoleons beste Regimenter sind seine Gegner. „Marsch, Marsch! Es lebe der König!“ An der Spitze der schwarzen Husaren trägt er den Sieg der Völkerschlacht. Seine Fahnen wehen am Rhein und in Frankreich. Chalons an der Marne — die Truppen haben sich am Sekt berauscht, den sie für Weibier halten; sie können nicht kämpfen. „Eine nüchterne Brigade vor!“

Laon, Gefechte, Paris und Friede.

Napoleons Rückkehr von Elba wirft bald darauf Europa in neue Kämpfe. 1815 bricht an, York muß zu Hause bleiben. Es würgt ihm bitter im Halse. Aber ein York war doch dabei. Bis zum letzten Atemzuge kämpfend fällt der Sohn Heinrich. Der Blutende, Verwundete lehnt Gefangennahme ab. „Ich heiße York!“

Behaglich warm ist die Sonne. Die Gedanken wandern weiter, zu den vielen anderen Kameraden. Zu Frau und Kindern. Die Tage gehen ihm schon durcheinander.

„Was ist heute für ein Tag?“ Der 3. Oktober.

3. Oktober 1813 — Wartenburg.

„Heute werde ich sterben.“

Am Abend hatte York für immer die Augen geschlossen.

„Es gibt nur eine Begeisterung, die für die Pflicht!“

## Wußten Sie das schon?

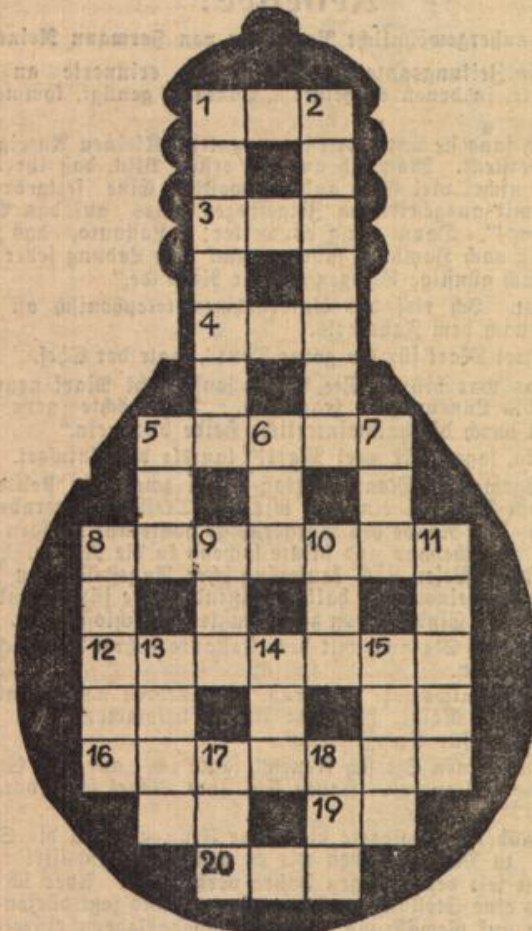
In Japan sagt man von einem Kinde, das eben geboren ist, es sei ein Jahr alt.

Die Universität in Chicago hat ein neues, sehr schönes Glodenpiel für 250 000 Dollar bekommen, ein Geschenk Rockefeller. Das Geschenk besteht aus 27 Glocken mit einem Gesamtgewicht von 206 000 Kilogramm. Um die Glocken aufzuhängen, mußte man ein Stahlgestell mit einer Winde und Stahltrassen bauen. Es dauerte nur genau 6 Minuten 35 Sekunden, um eine 18 500 Kilogramm schwere Glocke auf ihren Platz zu bringen.

Das neue Junker-Flugzeug „G. 38“ vermag 8000 Liter Benzin mitzunehmen, also ebenso viel wie in einem Acht-Tonnen-Laut Raum hat. Dieses Flugzeug kann aber auch 38 Passagiere befördern, so daß der große Benzinverbrauch nicht verwunderlich ist.

In den englischen Schulen wird jetzt darauf hingearbeitet, daß die Schulkinder telephonieren lernen. Es sind für diesen Zweck vorläufig tausend Apparate an die Schulen gegeben worden.

## Kreuzwortrebus.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Papierlaterne. 2. Erhöhung des Fußbodens, Tritt. 5. Fisch. 6. Insel der Dodekanes. 7. Wild. 8. Minderwertiger Schnaps. 9. Papagei. 10. Leichtes Fahrzeug. 11. Ort an der Mosel bei Cochem. 13. Ohne Gehör. 14. Brotaufstrich. 15. Teil des Flußbettes. 17. Gefrorenes. 18. Sentung im Gelände. — Von links nach rechts: 1. Dem Wind abgewandte Schiffsseite. 2. Hohe Eigenschaft. 4. Weiblicher Vorname. 5. Schiffsgerät. 8. Hohlgefäß aus Glas. 12. Alter Name Konstantinopels. 16. Kronleuchter. 19. Feldmaß. 20. Sonnengott.

Auflösung des Mühlenrätsels in Nr. 292: Von oben nach unten: 1. Guttapercha. 2. Lupe. 3. Watte. 4. Niere. 7. Kumpf. 8. Egel. 9. Harz. — Von rechts nach links: 1. Gabel. 3. Wein. 5. Taube. 6. Extemporale. 9. Hafer. 10. Fell. 11. Zebra.